Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 31 (1927-1928)
Heft: 2

Artikel: Christine Berthold [Fortsetzung]
Autor: Nuss, Emma
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-661393

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

XXXI. Jahrgang. Zürich, 15. Oktober 1927. Heft 2.

Aglei . . .

Die dunkle Blume schöner Traurigkeit
Auf meiner Jugend Wiesen ist verblüht;
Ich selber schreite rüstig meilenweit,
Geh diesen meinen Weg, mit Licht umsprüht,
Von Dunkelndem zu großer Dunkelheit;
Und werden einst die Füße wandermüd:
Ich fühle, Tag und Nacht hat seine Zeit;
Die dunkle Blume schöner Traurigkeit
Auf meiner Jugend Wiesen ist verblüht.

Ich weiß nun, Tag und Nacht hat seine Zeit;
Sie sind wie Hecken unser Weggeschick;
Dahinter, ringsumher, ist Ewigkeit;
Sie macht das Schöne schön, das Weite weit:
Unendlichkeit umsilbert mir den Blick.

Max Geilinger.

Christine Berthold.

Roman von Emma Nuß. (Fortsetzung.)

5. Kapitel.

An einem stürmischen Aprilmorgen verließ Christine Berthold das Haus, in dem sie ihr ganzes bisheriges Leben verbracht hatte, um den ersten selbständigen Schritt in die Welt zu tun. Die eben hinter drohenden Wolken hervorbrechende Sonne sandte ihre Strahlen in Christinens etwas wundes, ängstliches Herz, daß ihr Mut und Selbstvertrauen allmählich wiederkehrten. Sie atmete freier, und ihre braunen Augen blickten erwartungsvoll der Zukunft entgegen, als sie neben Schwester Marianne tapfer dahinschritt.

Ihr Weg führte nach der nahen Stadt. Sie trug ein Bündel in der Hand, das einen Teil ihrer Ausrüstung enthielt, womit sie ihren Dienst im Hause des Kaufmanns Weißhaupt antreten sollte.

Die beiden wanderten still nebeneinander, und Schwester Marianne mußte daran denken, wie sie vor vierzehn Jahren den gleichen Weg in entgegengesetzter Richtung, mit Christine

auf dem Arm, gekommen war. Und wie die Jahre aus dem Kind einen tüchtigen, zielbewußten Menschen gemacht hatten, der seinen Weg mit aller Pflichttreue im Leben gehen würde.

Dann dachte sie an Schwester Paulas häßliche Prophezeiung damals, und ein Lächeln flog über ihr Gesicht, als sie das junge Mädchen daraufhin ansah.

„Christine," begann sie mit weicher Stimme, „das Leben fängt nun für dich erst an, und man kann nie voraussehen, ob es ein gutes oder schlimmes für den Menschen werden mag, wenn er eben erst an der Schwelle dazu steht, wie du jetzt. Wir haben uns alle Mühe gegeben, euch für den Kampf ums tägliche Brot zu rüsten. Du stehst von heute an ganz auf eigenen Füßen. Und nun zeige uns, liebe, kleine Christel, zeige mir, ob du alle deine großen, seltenen Fähigkeiten richtig und gut anzuwenden verstehen wirst. — Ich kenne dich vom ersten Tage deines Lebens an, und ich hielt meine Augen über dir zu jeder Zeit. Jetzt ist das zu Ende, und du mußt allein fliegen lernen. Aber wenn dir Gefahren drohen, wenn du einen Rat brauchst, dann komme jederzeit zu mir, Christine, und denke, ich sei . . ." sie wollte sagen: „ich sei deine Mutter"; doch sie entsann sich jener Frau nur mit einem Grauen, und sie sagte: „ich sei deine ältere Schwester; besäße ich die Mittel, so wäre dein Weg heute wo anders hingegangen," schloß sie leise aufseufzend.

Herz und Sinn Christinens waren mächtig bewegt von Gefühlen der Dankbarkeit und Liebe gegen Schwester Marianne, gegen alle im Waisenhaus, die ihre Kindheit so treu behütet hatten. Doch sie brachte keinen Laut über die zuckenden Lippen. Und da standen sie auch schon vor dem Hause, das sie aufnehmen sollte.

Es war ein altes Geschäftshaus, dessen Hauptfront nach dem leicht ansteigenden Marktplatz zu lag. Im Erdgeschoß befand sich der Laden, in dessen beiden, großen Schaufenstern die Erzeugnisse der Wäschefabrik von Karl Weißhaupt hübsch dekoriert ausgestellt waren. Darüber sprang das erste Stockwerk mit den sechs Fenstern Front etwas vor, und im Giebel des aus Fachwerk errichteten, gelb gestrichenen Hauses befanden sich noch zwei kleine Fenster. Die grünen Fensterläden leuchteten frisch gewaschen über den Marktplatz, und die eingeschnittenen Herzen darin erschienen Christine wie freundlich winkende Augen.

Zaghaft überschritt sie hinter Schwester Marianne die Schwelle. Eine alte Frau führte sie in die behagliche Wohnstube. Dort saß Frau Minna Weißhaupt auf einem erhöhten Platz am Fenster. Sie hatte in dem „Spion", worin sich die vorübergehenden Passanten spiegelten, auch die beiden schon ankommen sehen. Die alte, rundliche Dame rutschte von ihrem Platz herab und blickte mit freundlichen Augen über die Brille hinweg auf die Eintretenden.

„Ach, da kommt ja unsere junge Stütze!" sagte sie munter auf Christine blickend.

Dann nötigte sie Schwester Marianne ehrerbietig zum Sitzen, reichte dem jungen Mädchen die Hand und meinte: „Na, wollen mal sehen, wie sie sich anstellen wird. Wir sind ja alles alte Leute im Haus und haben so unsere Gewohnheiten. Die alte Therese wird Ihnen bald alles beigebracht haben. Sie wird mit Ihnen raufgehen in Ihre Kammer," schloß sie, nach der Dienerin rufend.

Christine reichte nun Schwester Marianne mit wehmütigem Ernst die Hand und flüsterte: „Ich danke auch noch vielmals." Dann folgte sie Therese in die kleine Mansardenstube im oberen Stockwerk. Sie räumte sogleich ihre bereits eingetroffenen Habseligkeiten in die kleine Kommode und in den Schrank.

Die Hausmutter hatte dafür gesorgt, daß eine richtige kleine Aussteuer fertig dalag, wenn die Zöglinge konfirmiert waren und ihre erste Stelle antraten.

Therese besah sich die Schürzen, nahm prüfend den Stoff zwischen Daumen und Zeigefinger und nickte, befriedigt von der Qualität des Stoffes.

„Und die Strümpfe hast du alle selbst gestrickt?" fragte sie lobenden Tones und sah mit Staunen auf die Wäsche aus dem derben, soliden Stoff, die alle handgenäht, weiß und geordnet dalag. Sie erinnerte sich, daß sie weit armseliger, unordentlicher ihre erste Dienststelle damals angetreten hatte, und spürte fast ein Gefühl der Hochachtung vor diesem Kinde, das ganz allein stand in der Welt und doch im Wesen und Benehmen fast die Art eines jungen Mädchens aus guter Familie verriet.

„Verstehst du denn aber auch etwas von Hausarbeit?“ fragte sie daher etwas zweifelnd.

Christine schlug ihre braunen Augen voll auf und lächelte wie befreit: „Ja, wir mußten viel in der Küche helfen und alles lernen.“

Da klopfte ihr Therese gutmütig auf den Rücken und meinte: „Nun, dann bin ich ja fein heraus. Dann kann ich mich ja mit meinen sechzig Jahren wohl bald zur Ruhe setzen. — So, nun binde dir mal diese schöne, große Schürze hier um, dann können wir ja mal unser Heil mit dir versuchen.“

Christine war glücklich, daß die alte Frau „du“ zu ihr sagte. Sie war ihr dadurch menschlich gleich so viel näher gerückt. Und sie faßte die besten Vorsätze, wie sie Therese allmählich alle Arbeit abnehmen wollte.

Schon nach wenigen Tagen hatte sie sich in ihre Pflichten gefunden und fühlte sich nicht mehr fremd bei den drei alten Leuten. Ja, sie wurde von Tag zu Tag heiterer, und oft erklang ihr lustiges Lachen aus der Küche, wenn sie der alten Therese erzählte, was Herr Weißhaupt wieder zu ihr gesagt hatte.

Der alte Herr neckte sie, wo er sie traf. Brachte sie frühmorgens den Kaffee in die Stube, so begann er schon mit seinen harmlosen Späßchen: „Na, Marjellchen, hast du schon meine Reitstiefel bereitgestellt?“

Dann sah Christine den kleinen, korpulenten Mann mit den kurzen Beinchen ganz erstaunt an und sagte: „Ich wußte nicht, Herr Weißhaupt . . .“

„Daß ich reite? Na, dann soll dir mal Therese helfen, den Gaul zu satteln.“

In der Küche drückte ihr aber Therese ein Paar derber Stiefel in die Hand: „Reiten — na ja — hier auf Schusters Rappen.“

Frau Weißhaupt schalt dann manchmal und nannte ihn einen närrischen Mann, der trotz seiner fünfundsechzig Jahre noch nicht gescheit geworden sei. Aber sie lachte auch mit und empfand Christinens Jugend in ihrer fast vermoderten Häuslichkeit äußerst wohltuend. Als ihr Gatte hörte, daß sie Christine mit ‚Sie‘ anredete, rief er: „Ach warum nicht gar ‚Sie‘ zu dem Kind sagen? Was Jungfer? Wir sind doch noch ein grüner ‚Kiekindiewelt‘, zu dem das ja noch gar nicht paßt.“

Da errötete sie voller Freude, und ihre Augen flogen dankbar zu dem alten Manne. Nun erst war sie hier ganz zu Hause. —

Eines Tages kam der alte Weißhaupt recht verärgert zum Mittag herauf: „Jetzt ist doch die Drewitz, die alte Zimperliese, schon wieder krank!“ fing er an. „Minna, du mußt heute schon so gut sein, mir unten im Kontor etwas zu helfen. Die Heimarbeiterinnen sollen die Tropenwäsche abliefern, die morgen zur Post muß, damit sie den Dampfer noch pünktlich erreicht. Vielleicht ist Christine so anstellig, daß sie dir bei der Verrechnung mit den Frauen und beim Nachzählen behilflich sein kann.“

Als Christine das Essen hereinbrachte, sagte ihr Frau Weißhaupt gleich, daß sie nach Tisch im Geschäft unten mithelfen müsse.

„Du kannst vielleicht vorher nochmal das große und kleine Einmaleins im Kopf durchgehen, damit du dich nicht etwa zu meinem Schaden bei den Frauen verzählst,“ riet ihr scherzend Herr Weißhaupt.

„Ach, das kann ich auch so noch, Herr Weißhaupt,“ rief sie beglückt über die Absicht, sie im Geschäft mithelfen zu lassen.

„Na, dann mal schnell — wieviel ist vierzehn mal siebzehn?“ fragte er mit verschmitztem Gesicht, daß er sie nun reinlegen würde.

Aber prompt kam die Antwort: „Zweihundertachtunddreißig“.

„Sapperlot nochmal!“ Der alte Herr nickte ihr anerkennend zu, und seine Frau meinte: „Ja, die Christine war ein fleißiges Mädchen auf der Schule. Das hat mir schon Schwester Marianne gesagt.“

Ein dunkles Rot stieg in Christinens Wangen, und sie verschwand eiligst mit dem Tablett.

Nach Tisch konnte sie kaum erwarten, bis das Ehepaar sein Mittagschläfchen beendet hatte. — Dann saß sie wirklich im Kontor und notierte alles fein säuberlich mit erklärenden Bemerkungen auf einen Zettel.

Als der Chef nun auch ihre klare, schöne Schrift sah, da nahm er die Brille von der Nase und sagte: „Nun guck mal einer den Tausendsassa an. Ja, wo hast du denn das gelernt?“

„In der Schule, Herr Weißhaupt,“ lachte das junge Mädchen vergnügt über seine Anerkennung.

„Na, dann kann die Jungfer Weisheit morgen auch beim Expedieren helfen, falls Fräulein Drewitz noch krank sein sollte“, wandte er sich an seine Frau.

„Aber immerzu, Karl, wenn du sie brauchen kannst."

Und das Fräulein Drewitz war auch am nächsten Tage noch krank. Christine half packen und füllte darauf die nötigen Zolldeklarationen aus, wie es ihr der alte Herr gezeigt hatte. Alles machte ihr große Freude: das Packen der Wäsche, die äußere Umhüllung mit Ölpapier, damit die Sendung nicht auf dem Schiff der Feuchtigkeit ausgesetzt sei, und schließlich — die Adressen! — Sie hätte die Arme nach beiden Seiten weit ausbreiten mögen, so eng erschien ihr die Stube, wenn sie das Bestimmungsland mit „Kamerun" oder „Deutsch-Südwest-Afrika" ausgefüllt hatte.

„Nun mußt du noch hier oben links auf jedes Paket schreiben: „via Hamburg," sagte ihr jetzt Herr Weißhaupt.

Und sie schrieb mit großen deutlichen Buchstaben die Worte: „via Hamburg". Da stand mit einem Schlage jene Zauberwelt wieder vor ihr, die ihr so eng verknüpft schien mit Hamburg. Und ihre Gedanken flatterten wie wilde Vögel darin umher, bis das Bild Susi Peters sie daraus verscheuchte. Die war doch in Hamburg! Und nie hatte sie wieder direkt etwas von ihr gehört. — Ein leiser Schmerz zuckte in ihrem Herzen auf bei der Erinnerung an Susi. Sie dachte an all' die Jahre, die sie mit schwesterlicher Liebe an dem Kinde gehangen, für sie gesorgt und mit ihr gelernt hatte. Auch dann noch, als sie hier in der Stadt die höhere Schule besuchte. Wie stolz war Susi das erste Mal nach Hause gekommen, als sie eine französische Grammatik mitbrachte. Und wie kleinmütig war sie schon nach wenigen Tagen bei Christine erschienen, ob diese „das dumme Zeug" da verstünde, was sie für den andern Tag lernen sollte. Da hatte sich Christine das Buch vorgenommen und mit Susi mühevoll die Anfangsschwierigkeiten der fremden Sprache gelernt.

Unwillig hob Christine jetzt den Kopf und sah die Wirklichkeit, die sie mit Stolz erfüllte — sie war das erste Mal im Kontor der Firma Karl Weißhaupt tätig. Und ganz energisch schüttelte sie die Gedanken an Susi ab, die ihr nur die Heiterkeit ihres jetzigen Lebens stören konnten.

Von nun an war Christine mehr im Geschäft behilflich, als es der alten Therese passen mochte. Sie führte Beschwerde: „Niemand kann zwei Herren dienen, Herr Weißhaupt. Wo soll denn nun die Christine eigentlich hin — in die Küche oder ins Geschäft?" fragte sie unwirsch.

„Wo eben Arbeit für sie ist," knurrte ihr Brotherr dagegen.

„Na, daran fehlt's ihr hier oben, weiß Gott, nicht."

„Das Geschäft geht aber vor. Außerdem steckt mir das Mädel die Drewitz, die alte Schlafmütze, bald zehnmal in die Tasche."

„Am Ende wollen Sie wohl gar noch so 'ne Schreibmamsell aus dem Kind machen?" rief verächtlich die alte Dienerin.

„Warum denn nicht?" gab der alte Herr gelassen zurück.

6. Kapitel.

Es ist Spätherbst und ein Sonntagnachmittag. In der Wohnstube von Weißhaupts wird schon kurz nach vier Uhr die Gaslampe über dem einladend gedeckten Kaffeetisch entzündet.

Frau Luise Kramer, geborene Weißhaupt, des Hausherrn Schwester, und ihre Tochter, eine fünfundzwanzigjährige, farblose Blondine, sind heute bei dem alten Ehepaar Kaffeegäste.

Therese hat einen großen Napfkuchen gebacken. Dazu trinken sie goldgelben Kaffee.

Mutter und Tochter wechseln ab in Ausrufen des Entzückens über die gebotenen Genüsse. Bis es dem alten Herrn zuviel wird, und er sagt: „Na ja, na ja, wir glauben's Euch ja auch so, Luise. Macht doch nicht soviel Aufhebens von dem lappigen Kaffee."

Erstaunt blicken die beiden Damen auf. Dann fragt die Tochter: „Ich habe ja die Christine noch gar nicht gesehen. Die trinkt wohl bei Therese in der Küche Kaffee?"

„Nein, liebe Olga, die trinkt für gewöhnlich hier bei uns am Tisch ihren Kaffee, denn ich wüßte nicht, was meine Kontoristin noch in der Küche zu suchen hätte," entgegnete etwas gereizt der Onkel, und seine Gattin lenkt schnell ein:

„Sie ist heute gleich nach Tisch ins Waisenhaus gegangen, wollte aber zum Kaffee wieder zurück sein. Sie ist wohl aufgehalten worden, denn sie ist doch sonst so pünktlich."

„Die Christine scheint ja in allem ein Muster von einem Menschen zu sein?" sagte da spitz Frau Kramer. „Ich denke aber manch-

mal, ob Ihr nicht doch etwas übertreibt mit dem Mädchen — und was Ihr sie alles habt lernen lassen! Es ist ja alles recht schön und gut, aber Undank ist nun mal der Welt Lohn, und weshalb sollte Christine eine Ausnahme davon machen?"

„Weil sie eine grundanständige Gesinnung hat, liebe Schwester!"

„Ach, mit siebzehn Jahren kann man bei einem Menschen doch wohl kaum schon von feststehender Gesinnung reden," ereiferte sich die alte Dame.

Pierre Jacques Diercks: Rast in der Steppe.

„Ich denke, die hängt nicht von den Jahren eines Menschen ab. Die hat man von Kindesbeinen an, oder man hat sie nie. Oder denkst du, mit siebzehn Jahren ist man noch ein durch und durch unanständiger Kerl und entpuppt sich plötzlich im achtzehnten als nobler Charakter?"

„Wie du das so sagst, Karl — ich meine bloß, Ihr wißt doch gar nicht, woher Christine stammt, und ob ihre Eltern einwandfreie Menschen waren — — —"

Da ertönt die Flurglocke, und Christinens Stimme wird gleich darauf hörbar.

„Tag, Therese; gelt, ich bin zu spät? Und ich habe mich doch so beeilt, denn Ihr guter Kuchen lockte mich auf dem ganzen Heimweg, wie der Futterstall das Pferd," lacht sie fröhlich.

Dann tritt sie mit frischen, roten Backen und glänzenden Augen in die Stube.

„Entschuldigen Sie, bitte, Frau Weißhaupt," beginnt sie, „ich mußte mit der Hausmutter doch länger feilschen, als ich glaubte."

„Mit Erfolg?" fragt ihr Chef.

„Ja," nickt sie froh.

Dann begrüßt sie höflich und bescheiden die beiden Damen, die aufmerksam Christine beobachten, als sähen sie diese heute zum ersten Male.

„Sie hat sich mächtig rausgemacht," denkt die Mutter, und „Gott, wie sie sich hier aufspielt, wo sie doch von Rechts wegen ihren Platz in der Küche hätte —" denkt mißmutig die Tochter. Sie hatte bemerkt, wie ihre Tante mit liebevollem Blick Christine ein Stück Kuchen auf den Teller geschoben hatte. Dann mustert sie verstohlen die dunkelblaue Seidenbluse Christinens. „Sicher ein Geschenk Tantens!" denkt sie weiter und muß dabei zugestehen, daß diese Bluse das junge schlanke Mädchen vorzüglich kleidet und daß überhaupt ihr ganzes Äußere vornehm wirkt. Die braunen Zöpfe um den feinen Kopf geschlungen, flimmern im Lampenschein manchmal wie Goldfäden über dem schmalen Gesicht.

„Christine, du wirst doch noch einmal rote Haare bekommen!" neckt Herr Weißhaupt, und sie greift mit beiden Händen erschrocken an den Kopf.

„Ach, schon so eitel?" spöttelt Fräulein Olga.

„Na, mit siebzig Jahren hat sie das nicht mehr nötig, liebe Olga," verteidigt der Onkel Christine.

„Ich weiß nicht, ob das Eitelkeit ist, aber ich möchte gewiß keine roten Haare haben," sagt diese nun bescheiden.

„Oh, es gab berühmte Schönheiten, als deren schönster Schmuck ihr rotes Haar bezeichnet wurde," lächelt Fräulein Olga überlegen auf Christine herab.

„Ich möchte auch keine berühmte Schönheit sein," entgegnete ihr ruhig Christine.

„Na, na, das sagen Sie mal nicht," mischt sich nun Frau Kramer ins Gespräch. „Das wäre doch ein großer Reichtum für Sie."

„Ich würde jedenfalls Reichtümer, die sich mit den Jahren vermehren, anstatt verringern, vorziehen," erklärt Christine in liebenswürdigem Tone.

„Hahahaha — —" lacht da der alte Herr vergnügt auf. „Ich sag's ja, das Mädel ist eben doch der geborene Kaufmann. — Na, ich bin begierig, was du mir nun von deinem ersten selbständigen Geschäft im Waisenhaus berichten wirst!" Dann lacht er noch einmal kurz auf und sagt: „Na, nun schieß mal los!"

„Die Hausmutter hat mir fest zugesagt, daß sie von nun an alles, was sie an Stoffen und Wäsche benötigen, bei uns bestellen wird — vorausgesetzt, daß wir ebenso leistungsfähig sind wie die Konkurrenz. Na, das sind wir ja glücklicherweise! Es ist immerhin ein kleiner Bedarf, den das Waisenhaus das Jahr über hat, und ich habe — Ihrer Zustimmung gewiß — schon darauf bei den Preisen Rücksicht genommen."

Christine war ganz bei der Sache, als sie klar und ernst ihren Bericht vortrug. Frau Weißhaupt nickte ihr beifällig zu, und ihr Gatte klopfte dem jungen Mädchen wohlwollend auf die Schulter: „Bist ein tüchtiges Mädel, Christine!" Und zu den Verwandten gewendet: „Schade, daß sie nicht in einem großen Betrieb steckt. Sie würde sich in kurzer Zeit mit beiden Ellenbogen Platz schaffen, um an die Oberfläche zu kommen." — — —

Christine bewohnte nach wie vor ihre kleine Mansardenstube. Es war darin noch alles wie am Tage ihres Eintritts in das Weißhauptsche Haus, nur ein kleines Bücherregal hatte inzwischen an der Längswand der Stube Platz gefunden. Darauf standen freilich bloß wenige Bücher, deren Einband und Blätter, wie bei vielgelesenen Exemplaren, abgegriffen aussahen. Es waren Lehrbücher der französischen, englischen und spanischen Sprache.

Eines Tages war da, als Christine noch im ersten Jahre ihrer Lehre war, eine Karte von einem englischen Kunden aus den Kolonien gekommen. Weder der alte Herr, noch Fräulein Drewitz verstanden Englisch, und eben wollte man Christine mit der Karte nach einem Übersetzungsbureau schicken, als diese schüchtern sagte:

„Vielleicht kann ich sie lesen, Herr Weißhaupt. Ich habe im Waisenhaus vier Jahre Englisch und Französisch gelernt mit einer Schülerin, die hier die Töchterschule besuchte."

Und sie las erst stockend und dann fließend den Inhalt der Karte.

„Nu sieh' mal einer so'n Ding!" hatte da der alte Herr in höchstem Staunen gerufen. „Und davon piepst du nie einen Ton — —" Er hatte nicht zu Ende gesprochen, sondern sich an die Stirn geschlagen und dann gemeint: „Darüber verhandeln wir nachher, du Duckmäuserin!"

Er hatte seine Rührung kaum verbergen können über das Kind, das so still und anspruchslos da neben ihnen lebte.

Sie hatte wieder lernen dürfen von diesem Tage an, und Christine fand mehr und mehr eine Heimat in Haus und Herzen der alten Leute.

Sechs Wochen seit jenem Sonntag nachmittag sind nun verflossen. Christine stößt eben den Laden ihrer Stube auf und wirft schnell einen Blick auf den noch im Morgendunkel liegenden Marktplatz. Das Klappern der Stiefelabsätze der vorübereilenden Bäcker- und Milchjungen auf dem hartgefrorenen Straßenpflaster mahnt Christine an das Frühstück und löst ein wohliges Behagen in ihr aus. Sie wird gleich unten sein in der mollig durchwärmten Stube und — — —

„Christine, Christine," schallt es die Treppe herauf. „Komm' doch mal schnell herunter."

Hatte nicht Theresens Stimme wie in zitternder Angst geklungen?

Sie rennt die Treppe hinab. „Ja, ich komme; ist was passiert?"

Und sie hört aus dem Schlafzimmer der alten Weißhaupts die jammernde Stimme Frau Weißhaupts und die tröstende Theresens, und tastet sich im dunklen Korridor zur Türe.

„Schnell, Christine, lauf zum Arzt, der Herr — — —", und Therese deutet nach dem blassen Mann mit dem verzerrten, fast unkenntlichen Gesicht — dann drängt sie Christine zur Türe hinaus.

Die läuft wie im Traume auf die Straße. Sie spürt keine Kälte und läuft zweimal am Hause des Arztes vorüber, ehe sie vor seiner Türe steht und auf die Klingel drückt. Die

Kehle ist ihr wie zugeschnürt vor entsetzlicher Angst um den gütigen alten Mann, der ihr ein so fürsorglicher Vater geworden war.

Und dann steht sie wieder in peinigender Furcht vor dem Schlafzimmer, darinnen nun der Arzt seines Amtes waltet. — Ein lautes Klopfen an der Haustüre schreckt sie auf. „Oh Gott — das Geschäft — das Personal —" flüsterte sie, sich ihrer Pflichten erinnernd, und eilt hinunter.

Von Stund' an ruht auf ihren jungen Schultern die ganze Verantwortung für das Geschäft. Da ist kein Wäscheband und keine Faktura, die nicht durch ihre Hände gehen. Sie expediert und fertigt Boten ab, dabei formuliert sie im Geist die Antwort auf ein am Morgen eingegangenes Schreiben, kontrolliert die Lagerbestände und gibt Waren heraus. Unermüdlich tut sie ihre Pflicht, und der Kranke droben spricht zu seiner Frau mit müder, etwas gebrochener Stimme: „Wenn wir das Mädel, die Christine, jetzt nicht hätten, Minna!"

„Ja, Karl. Du kannst ganz ruhig sein, es geht alles seinen rechten Gang."

Er nickt und sieht betrübt auf die gelähmte Hand: „Die da muß nun feiern, und hat doch so gerne gearbeitet — —"

Sie streicht ihm sachte mit ihren kleinen zittrigen Fingern über die Hand. „Die wird wieder arbeiten, Karl. Quäle dich nicht mit trüben Gedanken. Unser Leben war doch bis jetzt so reich an Glück und Segen — denn wie sollte man es anders nennen, da wir bis heute beisammen bleiben durften. Keiner ließ den andern allein, und so soll es bleiben — bis zuletzt. Und das Geschäft weißt du ja in guten Händen. Christine wird, wie ich sie kenne, ihre Ehre darein setzen, dir, wenn du das erste Mal wieder hinunter kommst, zu zeigen, daß sie dein Vertrauen in jeder Weise gerechtfertigt hat.

„Ja, das Mädel!" lächelt er nun wieder hoffnungsfroher, und seine Augen blicken die treue Lebensgefährtin dankbar an.

Langsam schreitet die Besserung voran. Christine ist froh und guter Laune. Ihre Jugend weiß noch nichts von Tod und Sterben, und der alte Herr macht bereits wieder seine Scherze mit ihr, nennt sie „Jungfer" und „Fräulein Geschäftsführerin", fragt, ob der Konkurs schon bald in Aussicht sei — also hat sie allen Grund, wieder vergnügt zu sein.

Sie sitzt an ihrer Schreibmaschine und nimmt eben ein Schreiben von der Walze, als es klopft.

„Ach, Herr Hanßen!" ruft sie fröhlich dem eintretenden Herrn entgegen und streckt ihm die Hand hin. „Gut, daß Sie kommen, ich warte brennend auf Ihre Muster."

„Na, dann ist's ja man gut, daß ich meine Sehnsucht nach Ihnen nicht länger mehr bemeistern konnte, Fräuleinchen," lacht er und fragt dann nach dem Chef.

Christine erzählt nun von dessen Erkrankung, und daß es ihm jetzt zum Glück wieder viel besser gehe.

„Aber diesmal müssen Sie schon mit mir verhandeln, Herr Hanßen; denn Herr Weißhaupt darf noch nichts vom Geschäft hören. Sie wissen ja, daß ich was davon verstehe, und Herr Weißhaupt verläßt sich auch ganz auf mich in diesen Fragen."

„Weiß schon — weiß schon, Fräulein Berthold, was Sie los haben. Teufel auch, man

Emil Keyser: Kinderreigen.

kommt doch in der Welt rum als Reisender, um so die Unterschiede kennen zu lernen." Er hatte den schwarzen Handkoffer geöffnet und breitete die Muster vor Christine aus.

„Also, was brauchen wir denn diesmal?" fragte er mit breiter Behaglichkeit, so wie ein Onkel zu seinem kleinen Nichtchen spricht.

Christine schob gleich die ersten buntfarbigen Muster zur Seite: „Nein, Herr Hanßen, nur weiß. Zeigen Sie mir mal die neuen porösen Sportsachen." Und sie nahm prüfend den Stoff vor die Augen, nahm ihn dann zwischen beide Fäuste und spannte ihn ganz schnell mit klapperndem Geräusch mehrmals auseinander.

Ihre schnell und durchaus sichere Art, wie sie fast auf den ersten Blick das Brauchbare für sie erkannte, veranlaßte den älteren Reisenden zu der Bemerkung:

„Donnersachsen nochmal, Sie haben ja eine großartige Warenkenntnis. Sie müßten Einkäuferin oder so was in einem großen Exporthaus werden. Schade, daß Sie in dem kleinen Nest hier sitzen."

„Was schade?" rief Christine. „Ich bin ja glücklich, daß ich hier sitzen kann. Ich möchte um keinen Preis dies Haus verlassen."

„Nu, natürlich, so meinte ich's ja auch gar nicht. Aber immer, wenn ich herkomme, muß ich denken, Sie paßten so mit Ihrer ganzen geschäftlichen Veranlagung und Kenntnissen in meine Heimatstadt."

„Wie heißt denn die?"

„Na — Hamburg! Fräulein Berthold, das müßten Sie doch an meinem „ſs-sprechen" erkennen."

Christine rieselt es heiß zum Herzen. „Wieder Hamburg," denkt sie, und wie weiche, wohlige Nebel wollen sich die Bilder der Kindheit um sie legen. Doch sie sagt rasch: „Ach, aus Hamburg? Aber —" fügt sie lächelnd hinzu, „das ist weit, und jetzt bin ich ja noch hier."

„Gewiß, gewiß — aber man kann ja nie wissen, wie alles mal kommt — jedenfalls wissen Sie ja meine Adresse. Ich kann Ihnen da gern behilflich sein, und so'n fixen Menschen, wie Sie sind, nimmt jedes Geschäft gern auf. — Das hat ja auch noch gute Wege, denn vorläufig wird Herr Weißhaupt das Geschäft noch nicht in fremde Hände übergehen lassen."

Christine hat inzwischen gewählt und die Preise notiert. — Hanßen spricht noch über das Wetter und was der viele Schnee wohl wieder für Überschwemmungen nach sich ziehen werde, flicht auch noch etwas Politik in seine Rede und verabschiedet sich dann wieder mit guten Wünschen für die Gesundheit des Herrn Chefs und das Wohlergehen Christinens.

Weit eher, als Christine gedacht, sah sie sich veranlaßt, Hansens Vorschlag ernstlich in Erwägung zu ziehen. — —

Kaum fünf Wochen waren seit dem Besuch des Reisenden vergangen, da war der gütige Mann da oben unerwartet einem zweiten Schlaganfall erlegen.

Als sein Sarg hinabgetragen wurde und Christine mit großen, starren Augen an der Treppenwand stand, da hörte sie neben sich einen leisen Seufzer und sah noch eben Frau Weißhaupt zur Erde gleiten.

Rasch kniete sie neben der Sinkenden, eine Flut von Trostesworten in der Kehle. Doch mit einem entsetzten Aufschrei prallte sie zurück: „Herrgott, Therese — sie stirbt!" rief sie mit erblaßten Lippen. Mit einem Blick gewahrte auch die alte Dienerin die schnelle Veränderung in dem Gesicht ihrer Herrin. Die alte Frau ging als treue Weggenossin mit dem geliebten Manne, wie sie es Zeit ihres Lebens getan hatte.

Als Christine zwei Tage später vom Begräbnis der Frau Weißhaupt nach Hause kam, wußte sie, daß ihres Bleibens in diesem ihr so liebgewordenen Hause nicht mehr lange sein könnte. Unterwegs hatte sie gehört, daß das Geschäft so lange geschlossen bleiben sollte, bis sich ein günstiger Käufer dafür fände. Wehen Herzens suchte sie Therese auf und schlang verzweifelt die Arme um den Hals der greisen Dienerin: „Jetzt bin ich erst eine Waise — ich habe mit ihnen Eltern und Heimat zugleich verloren," jammerte sie, und die alten, arbeitsrauhen Hände streichelten tröstend das fassungslose Geschöpf.

„Ich habe vierzig Jahre meines Lebens bei ihnen verbracht," sprach mit zittriger Stimme das alte Weiblein und wischte sich mit der Schürze über die Augen. „Jetzt bin ich alt und zu nichts mehr nütze — du aber bist jung, und die ganze Welt steht dir doch offen."

Da entsann sich Christine mit einem Male des Gespräches mit dem Reisenden Hanßen. — Ja, jetzt mußte sie ihm schreiben und ihn

um seinen Rat und seine Fürsprache bitten, denn sie war heimat- und stellenlos zugleich geworden. —

7. Kapitel.

Auf dem alten Hamburger Klostertor-Bahnhof fuhr zischend und stampfend ein Zug ein. Türen wurden aufgerissen und mit großer Wucht wieder zugeworfen. Der Ruf nach dem Gepäckträger ertönte in allen Stimmlagen; stürmische Begrüßungen und tränenreicher Abschied wechselten vor den verschiedenen Abteilen, bis der Zug sich wieder langsam in Bewegung setzte und hoheitsvoll an Schutthaufen und halbverfallenen Mauern vorüber seinem nächsten Ziele entgegenrollte.

Durch das schon fast baufällige, niedrige Bahnhofgebäude drängte sich die Flut der Neuangekommenen in eiliger Hast. Als eine der letzten ging Christine Berthold durch die Sperre und stand nun mit ihrer kleinen Reisetasche in der Hand ziemlich ratlos auf dem rußigen, häßlichen Bahnhofplatz. — Sie war also nun in Hamburg — der Märchenstadt ihrer Kindheit! Christine blickte in maßlosem Staunen auf die großen und kleinen düsteren Häuser, die, über und über mit Kohlenstaub bedeckt, so gar nichts Märchenhaftes an sich hatten. Die Eingänge dieser Häuser glichen unheimlichen Höhlen, hinter denen meist ein finsterer Hof lag, auf dem aller Schmutz und aller Unrat der Hausbewohner zu lagern schien. Schaudernd eilte Christine an den Häusern vorüber. Von all der Schönheit ihrer Kinderträume, in denen diese Stadt eine so große Rolle gespielt hatte, war hier nichts zu sehen. Enttäuscht schritt sie über den Platz und bog schnellen Schrittes aufs Geratewohl in die erste Straße ein, die nach der inneren Stadt führte. Ein paar verwegen aussehende Burschen versperrten fast den Eingang zu der schmalen Straße. Rasch huschte sie an ihnen vorüber. Sie hatte bemerkt, daß zwei davon sich von der Gruppe losgelöst hatten und ihr nun folgten. Je weiter sie ging, desto verdächtiger wurde ihr diese Straße. Aus jedem Haus tönte Musik, und kleine, schmutzige Kinder tanzten auf dem schmalen Fußweg dazu, während ihre Mütter mit blassen, elenden Gesichtern träge daneben standen, meist noch einige Kinder an sich hängend.

Was war das nur für eine entsetzliche Straße? Am liebsten wäre sie wieder umgekehrt; aber um keinen Preis wäre sie nochmals an jenen Burschen vorbeigegangen, die in einiger Entfernung hinter ihr herkamen. Voller Angst blickte sie die Straße entlang, als erwarte sie von irgendeiner Seite Hilfe aus dieser Bedrängnis. Aus den Häusern klang Schreien und Lärmen; betrunkene Männer stolperten mit stumpfen, vertierten Gesichtern an ihr vorüber; Gruppen von lichtscheuem Gesindel standen in den tieferliegenden Häusernischen. Dort tastete sich eine Frau mit wirrem, grauem Haar und verschwommenen Augen in dem gedunsenen Gesicht unsicher eine Kellertreppe hinab. Als die Alte die Türe des tief liegenden Kellerlokals öffnete, drang Christine eine dumpfe, unheimliche Musik entgegen, so als kämen diese Klänge unheilverkündend von ganz weit her. Und ein wahres Entsetzen kam über sie, als sie wüstes Schreien, untermischt mit schrillem Pfeifen, dazu vernahm. Da schloß sich die Türe gleich wieder hinter der Betrunkenen, und alles war verrauscht wie ein böser Spuk. Der Keller lag wieder in dumpfer Ruhe.

Nahm denn diese furchtbare Straße gar kein Ende? Christine lief wie gehetzt und wäre beinahe über den Fuß eines Burschen gefallen, den dieser ihr absichtlich gestellt hatte, um sie dann auffangen zu können. Sie blickte in ein freches, lasterhaftes Gesicht, das von einer breiten Narbe entstellt war, und aus dem ein Paar stechende, rotunterlaufene Augen sie unverschämt anlächelten.

„Lassen Sie mich los!“ schrie Christine entsetzt auf und hob ihre Reisetasche wie zum Schlag. —

Da tauchten um die Ecke die Helme zweier Schutzleute auf, und im selben Augenblick war der junge Mensch wie von der Erde verschwunden.

Fast besinnungslos vor Angst stand Christine jetzt vor den Schutzleuten. „Um Gottes willen, helfen Sie mir! Ich weiß nicht, wohin ich hier geraten bin. Ich komme von der Bahn und will mir in der Stadt Wohnung suchen. Sind denn hier alle Straßen so schrecklich wie diese?“ flüsterte sie, scheu um sich blickend.

Die beiden großen Männer sahen lächelnd auf das vor Erregung zitternde Mädchen, und der eine sagte: „Die Niederstraße ist wohl einzig in ihrer Art. Sie sind eben gleich in

Hamburgs schlimmste Gegend gekommen. — Wohin wollen Sie denn? Wir werden Sie aus der Straße herausbringen, damit Sie nicht nochmals belästigt werden."

Christine sagte nun, daß sie bei der Firma Döhlen in der Ferdinandstraße angestellt sei und auch dort in der Nähe wohnen möchte. Dann strebte sie an der Seite der beiden Männer eilig weiter. Nur aus dieser abscheulichen Straße heraus — dachte sie und wußte nichts mehr von all den Wunderdingen, mit denen ihre kindliche Phantasie einst diese Stadt ausgestattet hatte. So groß war ihre Enttäuschung!

Da stockte mit einem Male ihr Fuß, und kaum vermochte sie einen leisen Ausruf des Erstaunens zu unterdrücken. — Ein Trupp Schiffsvolk aus aller Herren Ländern war neben ihr aus einer Kneipe herausgekommen, und ein seltsames Sprachengewirr von den Lippen dieser schwarzen, braunen und gelben Menschen klang an ihr Ohr. — Blitzartig tauchte da ihre Erinnerung an jenen Abend auf, da sie das erstemal von Hamburg hörte. — Sie war also doch in dieser Stadt, von der aus die weite Welt da draußen ihren Anfang nahm.

„So, nun sind Sie außer Gefahr," sagten die beiden Schutzleute. „Dort, am Ende der Straße, sehen Sie das Rathaus. Da kann Ihnen jeder weiter Bescheid sagen."

Wie erlöst stand Christine auf der breiten Straße. Sie atmete mit vollen Zügen die kräftige Abendluft ein und fühlte, wie ihr allmählich der Mut wieder zurückkehrte, den sie da unten in der Straße so völlig eingebüßt zu haben glaubte. Sie sah nun die schon hellerleuchteten Läden mit den prächtigen Auslagen und verglich damit den kleinen Laden am Marktplatz daheim, der ihr bisher immer so besonders schön erschienen war. Ihre Gedanken irrten in die Heimat zurück. Der Abschied von der guten, alten Therese, die ihr tausend Ratschläge mit auf den Weg gab und dazwischen immer wieder geflüstert hatte: „... und führe uns nicht in Versuchung," schnürte ihr fast die Kehle zu, daß sie vorwärts starrte, um nicht den Tränen freien Lauf zu lassen. Dann Schwester Marianne, die allzeit Gütige, ja sie gab ihr keine Ratschläge mit, sie sagte nur: „Ich weiß, du wirst dir immer treu bleiben, kleine starke Christine. Der liebe Gott sei mit dir!" Und alle andern waren lieb und gut zu ihr gewesen. Nur Schwester Paula war kühl wie immer und hatte gesagt: „Nimm dich in acht vor dem Großstadtpflaster! Das ist heiß, und mancher hat sich da schon die Füße verbrannt!"

Christine zog die Lippen zusammen bei der Erinnerung an Schwester Paula. ‚Pah — mag sie so reden. Sie mochte mich nie leiden — und ich sie auch nicht,' gestand sie sich selbst lächelnd ein. Jemand hatte noch Susi Peters erwähnt, und ob sie diese wohl besuchen werde. Da hatte sie nur abwehrend den Kopf geschüttelt.

‚Susi ist ja doch wirklich auch in dieser Stadt', dachte Christine weiter, und ihr Herz zuckte für eine Sekunde freudig auf.

Im raschen Gehen war sie indessen an ihrem Ziele angelangt und hatte auch nach einigen vergeblichen Anfragen bald ein ihr zusagendes Unterkommen gefunden.

(Fortsetzung folgt.)

Herbstleuchten.

Auf rotbelaubten Wegen
schreit' ich der Sonn' entgegen,
des Himmels tiefem Blau;
doch fahl ist das Gelände,
es mahnt an Lichtes Ende
der Wälder bunte Schau.

So mag der Winter kommen,
wenn alle Glut verglommen,
und schwingen seinen Stab.
Hüll' er mit Schnee und Eise
die Erde leise, leise
ein in ihr stummes Grab.

Einst wehen Frühlingslüfte
und sprengen alle Grüfte —
ringsum ein Auferstehn!
Und aus dem kalten Dunkel
blitzt Sonnenlichtgefunkel ...
Herr, laß mich vorwärts sehn!

Und seh' ich's nicht mehr kommen,
von andern aufgenommen,
verjüngt es jedes Herz.
Vom Lichte strömt das Leben!
Gott, du hast es gegeben:
Mein Blick geht himmelwärts.

Adolf Vögtlin.